

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Marie Reiners

Frauen, die Bärbel heißen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



ALS ICH an jenem Morgen mit meiner Mischlingshündin Frieda spazieren ging, lag es plötzlich da – das perfekte Stöckchen. Um wirklich perfekt geworfen werden zu können, muss ein Stöckchen mehrere Bedingungen erfüllen: Es sollte nicht länger als circa siebzig Zentimeter sein, nicht mehr als maximal drei Zentimeter Durchmesser haben und aus festem, schwerem, nicht zu faserigem Holz sein, damit man sich keine Splitter einzieht. Ahorn zum Beispiel eignet sich hervorragend.

Wenn ich sage, da *lag* das perfekte Stöckchen, ist das allerdings nicht ganz korrekt. Es steckte. Und zwar im linken Auge eines auch im Liegen hochgewachsen wirkenden Mannes, der mausetot war. Um sicher zu sein, stupste ich ihm leicht mit dem Fuß in die Seite. Nichts. Klarer Fall. Tot.

Mein erster Impuls war, die gallertartige Umrandung des Stöckchens zu ignorieren, es rauszuziehen und trotzdem zu werfen. Doch bei näherer Überlegung argwöhnte ich, dass dieses Verhalten merkwürdig auf andere wirken könnte. Immerhin lag hier eine menschliche Leiche. Übrigens die erste, die ich und Frieda hier bisher zu Gesicht bekommen hatten.

Also griff ich trotz Friedas erwartungsvollen Wedelns und meines eigenen inneren Widerwillens statt zum

Stöckchen zum Handy und rief die Polizei an. Man bat mich zu warten und versprach, baldmöglichst zu kommen.

Ich betrachtete den toten Mann und stellte fest, dass es sich um ein MAMIL handelte. Wie Sie sicher wissen, ist MAMIL das Akronym für »middle aged men in lycra«, zu Deutsch »mittelalte Männer in Lycra«, die besonders im Frühjahr und Sommer in Scharen auftreten. Dieses Exemplar war überaus farbenprächtig, alle Schattierungen des Regenbogens waren auf seinem hautengen Rennradtrikot versammelt. Er sah freilich so aus, als hätte er das Radfahren nur als Wochenendsport betrieben, wenn ich sein kleines Bäuchlein und die dünnen Wadenbeine richtig deutete. Sein Rad, das ein paar Meter weiter im Wald lag, wirkte teuer, desgleichen der silberne Helm, der sicher auch einem Astronauten gut zu Gesicht gestanden hätte.

Ich wartete eine geschlagene Viertelstunde auf die Beamten. In der Zwischenzeit suchte ich im Unterholz nach einem Ersatzstöckchen für Frieda, aber keines erschien mir so ideal wie das im Auge des fremden Herrn steckende. Immerhin – ich fand im größeren Umkreis zwei augenscheinlich vor langer Zeit benutzte Kondome (aber die warf ich natürlich nicht!), einige vergilbte Zigarettenskippen und wiederum ganz in der Nähe der Leiche ein zartes silbernes Kettchen mit einem Anhänger in Form eines geschwungenen Vs, das mir aber nicht gefiel. Ich

mag keinen Schmuck, schon gar nicht so einen filigranen Firlefanzen, weswegen ich den hässlichen Halsschmuck weiter weg ins Dickicht trug und dort sorgfältig mit dem Fuß verscharrte.



ALS ENDLICH die Polizei eintraf, war es mit der Waldesruhe vorbei. Mir wurden alle möglichen Fragen gestellt, die mir noch nie jemand gestellt hatte – wann genau ich die Leiche gefunden hätte, ob ich irgendwen in der Nähe gesehen hätte, ob ich den Mann berührt hätte. Ich schnappte Gesprächsfetzen der Spurensicherungsbeamten auf, die der Meinung waren, mein Hund hätte den Tatort kontaminiert. So ein Unfug! Frieda war doch kein Bullmastiff, sondern nur ein mittelgroßer, braunbeige gescheckter Hund, sie war einfach nur herumgelaufen, das war ja wohl ihr gutes Recht. Vorsichtshalber erwähnte ich nicht, dass sie kurz das Gesicht des Mannes abgeleckt hatte, weil ich ahnte, dass auch das auf Missbilligung stoßen würde. Allerdings konnte ich mir nicht verkneifen, den ermittelnden Kommissar zu fragen, ob nach Abschluss ihrer Untersuchungen eine Chance bestünde, das Stöckchen bei der Polizei abzuholen. Er schaute mich mit einem sonderbaren Gesichtsausdruck an und verneinte unnötig barsch meine höfliche Bitte. Dann wies er mich an, ihn aufs Kommissariat zu begleiten.

Dort ging die lästige Fragerei prompt weiter. Ich bereute jetzt schon heftig, dass ich das MAMIL nicht einfach liegen gelassen, sondern die Polizei angerufen hatte. Ich musste meine Personalien angeben, Bärbel Böttcher,

54, ledig, keine Kinder. Als er mich nach meinem Beruf fragte und ich ihm antwortete, dass ich arbeitssuchende Dermoplastikerin sei, wusste er wie die meisten nicht, was das ist. Schade, dass sich das Bildungsniveau auch bei Beamten im Sinkflug befand. Ich klärte ihn auf – ich stopfte Tiere aus. Früher hatte ich das lange Jahre freiberuflich für eine Firma gemacht, die hauptsächlich Jäger als Kunden hatte, nun machte ich es meist nur noch zu meinem eigenen Vergnügen. Wenn wir so durch den Wald streiften, fanden Frieda oder ich manchmal ein frisches totes Tier, das mich förmlich anzuflehen schien, es zu konservieren und damit unsterblich zu machen. Dann nahm ich es mit und präparierte es für seine neue Existenz.

In meinem Haus wohnten mittlerweile ganze Scharen von einheimischen Kleintieren, es waren auch Hunde und Katzen darunter, deren Abenteuerlust der Straßenverkehr ein Ende gesetzt hatte. Es war so ein friedvoller Anblick, wenn Frieda zwischen ihren früheren Artgenossen schlief, denn man konnte mit bloßem Auge nicht sofort unterscheiden, welches Tier noch in dieser Welt weilte und welches schon in seine konservierte Ewigkeit hinübergegangen war. Als hätte man dem Tod seinen Stachel genommen. Aber ich schweife ab, das passiert mir oft, wie Sie noch merken werden.

Es war klar, dass der Kommissar – Herr Lichtblau war sein Name – mich unsympathisch fand. Damit war er in guter Gesellschaft, das war ich gewohnt. Viele Leute

lehnten mich ab – manche fanden, dass ich sonderbar roch, aber das blieb bei meinem Beruf nun mal nicht aus, andere stießen sich an meiner spröden Art. Ich hatte mich damit arrangiert, eine Einzelgängerin zu sein. Das war ich schon als Kind.



MEINE ELTERN waren rechtschaffene Leute, die schon ziemlich alt waren, als ich zur Welt kam. Sie behandelten mich wie einen eigentlich unerwünschten Besuch, dem man aber aus Höflichkeit nicht sagt, dass er besser wieder gehen sollte. Sie zelebrierten diese Täuschung geduldig und recht geschickt, dennoch war das Gefühl, nicht willkommen, sondern nur geduldet zu sein, für mich stets präsent. Schlussendlich gingen *sie*, und ich blieb. Ich war vierzehn, als sie sich an einem lichtdurchfluteten, warmen Oktobertag einfach so in unser in der fensterlosen Garage befindliches Familienauto setzten und durch einen Schlauch Kohlenmonoxid ins Innere des Autos leiteten, bis sie – kirschrot im Gesicht, sonst war ihr Teint eher fahl gewesen – ihren letzten röchelnden Atemzug taten. So stellte ich mir das jedenfalls vor, ich war ja nicht dabei gewesen.

Da stand ich nun! Obwohl ich keine Erfahrung mit elterlichem Selbstmord hatte, war mir klar, dass die Behörden mich nun vermutlich ins Heim schicken würden, denn mit vierzehn war ich nach vorherrschender öffentlicher Meinung noch nicht alt genug, um auf mich selbst aufzupassen. Ich ahnte, was mich im Heim erwarten würde – ich hatte ja schon in der Schule Probleme mit meinen Klassenkameraden, das würde in einem Heim, wo ich

tagein, tagaus anwesend sein müsste, sicher nicht besser werden.

Ich überlegte und entschied, dass vielleicht niemand *sofort* erfahren musste, was meine Eltern mir angetan hatten mit ihrem Entschluss, diese Welt zu verlassen.

Mein Vater hatte mir einmal in einer seiner seltenen Anwendungen von väterlicher Zuwendung gezeigt, wie man ein Auto bedient. Da unseres zudem über ein Automatikgetriebe verfügte und ich also die Grundbegriffe des Fahrens kannte, beschloss ich, das Auto mit meinen toten Eltern darin von unserem Grundstück wegzufahren. Ganz bei uns in der Nähe gab es ein morastiges, völlig verwildertes Waldstück mit einem kleinen Tümpel in der Mitte, das so zugewachsen war, dass ich dort noch nie Jäger oder Spaziergänger gesehen hatte. Ich hatte es irgendwann mal beim Herumstreifen durch den Wald entdeckt und rechnete mir gute Chancen aus, dass dort in nächster Zeit niemand meine Eltern finden würde.

In der Zwischenzeit könnte ich erst mal so tun, als seien meine Eltern verreist. Ich musste nur ihre Koffer packen und nach außen hin so wirken, als sei alles in bester Ordnung. Gott sei Dank waren meine Eltern ebenso wenig wie ich gesellige Typen gewesen. Ich konnte mich nicht erinnern, dass jemals jemand zu uns zu Besuch gekommen wäre. Manchmal kam der Briefträger vorbei, aber der war es gewohnt, dass er meine Eltern nie zu Gesicht bekam. Wurde tatsächlich mal alle Jubeljahre ein Päckchen geliefert, nahm immer ich es an.

Fast wäre dieser spontane Plan an dem nahezu undurchdringlichen Dickicht gescheitert, durch welches ich den großen Honda fahren musste, um ihn im Tümpel zu versenken. Aber nach drei Tagen harter Arbeit mit der Laubsäge und anderem Werkzeug meines Vaters hatte ich es geschafft. Es waren trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit drei sehr heiße Tage – die Stechmücken machten mich wahnsinnig, und auch meinen Eltern bekam die Hitze nicht.

In der Schule hatte ich angegeben, dass ich einen grip-palen Infekt hätte, und eine schriftliche Entschuldigung meiner Mutter geschickt. Sie hatte eine sehr akkurate Handschrift, die leicht nachzumachen war.

Es war ein großartiges Gefühl, als der alte Honda mit meinen Eltern und ihren Koffern endlich langsam in das faulige, grünbraun schillernde Wasser rollte, bis nur noch das Heck herauschaute. Ich wusste um den weichen, schlammigen Untergrund des Gewässers, das sie, wie ich hoffte, mit der Zeit ganz verschlucken würde. Ich blieb noch ein wenig da, um sicherzugehen, und siehe da, nach drei Stunden war nur noch ein winziges Stück der Stoßstange sichtbar. Die kleinen Bläschen im schlickigen Wasser, die beim Einsinken entstanden, platzten nach kurzer Zeit immer aufs Neue mit einem leisen, schmatzenden Geräusch. Dieses kaum hörbare, aber dennoch satte Ploppen vermittelte mir eine Ahnung von Sicherheit, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Endlich verstand ich den Sinn eines Gedichts, das ich irgendwann mal in

der Schule auswendig lernen musste – *und jedem Abschied wohnt ein Zauber inne*. Oder so ähnlich.

Nachdem ich noch die freigesägte Stelle mit Totholz aufgefüllt hatte und endlich wieder im Haus war, sank ich erschöpft auf dem Sofa zusammen und schlief fast zwanzig Stunden. Als ich aufwachte, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, wirklich *zu Hause* zu sein. Niemand war mehr da, der mir subtil vermittelte zu stören. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte. Was ich dann auch die nächsten vier Jahrzehnte tat. Ich ging einigermaßen regelmäßig in die Schule – übrigens außer den notwendigen Einkäufen mein einziger Kontakt zur Außenwelt –, streute das Gerücht, dass es aufgrund des fortgeschrittenen Alters meiner Eltern mit ihrer Gesundheit nicht zum Besten stehe, rief aber mit verstellter Stimme die Schulsekretärin an, wenn ich es für nötig befand, den Anschein zu erwecken, dass sie meine schulische Laufbahn verfolgten. Zudem kümmerte ich mich um alle behördlichen Dinge, indem ich auch die Schrift meines Vaters nachahmte, und hatte im Großen und Ganzen meine Ruhe. Mir kam zugute, dass mein Vater ein sehr sparsamer Mann gewesen war, der Bankinstituten grundsätzlich misstraute und deshalb alles Geld und auch erkleckliche andere Vermögenswerte zu Hause aufbewahrte.

Als ich endlich volljährig war, schrieb ich den Brief, von dem ich gewünscht hätte, sie hätten ihn mir tatsächlich hinterlassen, und ging damit zur Polizei. Ich behauptete,

meine Eltern seien aus einem dreiwöchigen Urlaub in den Alpen nicht wieder zurückgekehrt und ich hätte auf der Suche nach einer Erklärung dafür schließlich dieses Schriftstück im Schreibtisch meines Vaters vorgefunden, an mich adressiert. Ich hatte lange an dem Schreiben geübt, und die Beamtin, die den Brief las, schaute mich nach der Lektüre mitleidig an, bevor sie aufstand und mich in den Arm nehmen wollte. Ich machte mich so steif wie möglich, was sie auf meine Trauer schob. Der Inhalt besagte, dass meine Eltern beschlossen hätten, nicht mehr zurückzukehren, und deutete ihren geplanten Selbstmord an. Ich hatte mich als Alleinerbin eingesetzt – es gab ja auch keine weiteren Familienangehörigen – und am Schluss noch mal beteuert, dass sie diese Entscheidung lange und sorgsam überlegt hätten, mich liebten, haha, und mir für mein weiteres Leben alles Gute wünschten. Natürlich gab es Nachforschungen, aber nachdem sie mehrere Jahre als vermisst galten, bekam ich schließlich die amtliche Bestätigung, dass man sie für tot erklärt hatte.

Das war vielleicht einer der glücklichsten Momente meines Lebens.